

Ein Reiseabenteuer.

Nach dem Englischen von L. B. Specht. Deutsch von Wilhelm Thal.

Es war ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten. Nur wenige Reisende besaßen sich auf dem Bahnhofe, und ich bekam deshalb ein Koupée für mich allein. Mein Bestimmungsort war Paris und ich hatte von meinem Vater den Auftrag, seinem dortigen Agenten (mein Vater war nämlich Juwelier und Goldschmied in London) einen sehr werthvollen Brillantring zu überbringen.

Die Diamanten haben einen Werth von 500 Pfund, hatte mein Vater zu mir gesagt. Ich hoffe also, daß Du es an der nöthigen Vorsicht nicht fehlen läßt, Ned, und sie weder unterwegs verlierst, noch Dir fehlen läßt.

Ich lächelte etwas höhnlich, als mein Vater diese Worte sprach. Als ob es überaus möglich wäre, daß mir der Brillantring gestohlen werde, oder daß ich ihn verlieren könnte. Ich war gerade einundzwanzig Jahre alt geworden, und mein Vater hatte doch wahrhaftig kein Recht, so mit mir zu sprechen, als ob ich noch ein Knabe wäre.

Ich hatte das Etui mit dem Ring in die innere Tasche meines Ueberziehers gesteckt und überlegte mich von Zeit zu Zeit durch die Verhüllung, ob er noch da war. Ich hatte den Ring nicht mehr gesehen, seit mein Vater ihn in das kleine Sammetetui gelegt, in dem er sich noch jetzt befindet. Als ich meine erste Cigarre zu Ende geraucht und die Morgenzeitung durchgesehen hatte, kam mir plötzlich der Gedanke, den Ring doch einmal zu betrauen. Dabei war doch nichts, nicht wahr? Ich nahm also das Etui aus der Tasche und öffnete es. Meine Augen waren sichtlich geblendet; da lag der kostbare Schatz vor mir auf Sammet gebettet. Wer hatte dem Wunsche widersprechen können, ihn herauszunehmen und anzusehen? Ich gewöhnte mich. Erst versuchte ich ihn auf dem einen Finger und dann auf dem andern. Als ich ihn auf den Mittelfinger meiner rechten Hand gesteckt hatte, da gefiel er mir am besten.

Jetzt kam ich auf den Gedanken, wo könnte der Ring wohl sicher aufgehoben sein, als auf meinem Finger? Ich brauchte nur einen Handstreich aufzusetzen, und keine Seele wußte, was das Vexer barg. Er war hier sicherer als in meiner Tasche. In solchem Falle wäre Jemand Thorheit gewesen. Ich steckte also den Ring an meinen Finger und das leere Etui in meine Tasche. Da ich mich immer noch allein befand, so brauchte ich meinen Handstreich nicht anzusetzen; da für bewunderte ich lieber den herrlichen Glanz der Steine und fragte mich, für welchen großen Herrn der prächtige Ring wohl bestimmt sein möge.

Während ich an dem Fenster eine Gestalt, aber es war nur der Schaffner, der mein Billet kupperte. Trotzdem zog ich meinen Handstreich auf, umso mehr, als der Zug schon in einer halben Stunde in der Dorer einließ. Vom Bahnhofe habe ich mich unmittelbar an Bord des Steamers, der mich nach Calais bringen sollte. Ich erblickte höchstens ein Dutzend Passagiere; von Damen dagegen sah ich nur zwei. Die eine war eine beliebte, ältere Dame, welche die ganze Fahrt hindurch fortwährend aß und trank. Die andere war — na, mit einem Wort, das reizendste Geschöpf, das meine Augen je gesehen hatten.

Es war mir nicht möglich, die Blinde zu ihr zu wenden. Ich ging fortwährend an ihr vorüber und sah ihr dabei jedesmal in ihre schönen Augen. — Ach, und sie hatte so hübsche graue Augen! Und dazu prächtiges, goldgelbes Haar. Um ihre Erscheinung gebührend zu beschreiben, müßte ich ein Dichter sein. Ein oder zweimal begegneten ihre Augen den meinen für einen Moment, und ich war betroffen von der unenlichen Traurigkeit, die in diesen hohen Sternen zu lesen stand. Soweit ich es beurtheilen konnte, war sie ganz allein. Wir hatten ungefähr die halbe Reife gemacht; ich war um etwa fünfzigsten Meile an ihr vorübergegangen, da sprach sie mich an.

Wärde der Herr die Viedermüdigkeit haben und den Steward veranlassen, mir einen kleinen Cognac zu bringen? Sie sprach französisch. Ihre Stimme war „höflich und süß“, wie es im Liede heißt. Ich war so geschmeichelt, daß ich nicht einmal zu antworten vermodete. Ich konnte mich nur verbeugen und tief so schnell wie möglich selbst nach dem Bistlet, um ihr den Cognac zu holen. Ach, und sie bante mir in so liebenswürdiger Weise! Ich möchte sagen, sie nippte wie ein Kanarienvogelchen, wenn ich nicht wüßte, daß Kanarienvogel ganz gewöhnlich keinen Cognac trinken.

Ich hoffe, mein Fräulein, sie haben sich jetzt etwas gestärkt,“ wachte ich leise zu bemerken. „Ja, allerdings,“ murmelte sie, ich danke Ihnen, mein Herr, aber ich bin kein Fräulein, ich bin Frau, und zwar Wittwe.“ Bei diesen Worten drückte sie ihr Taschentuch an die Augen. — Wie interessant — nein, wie rührend war dieses einfache Bekennniß. Jetzt wußte ich auch, warum sie so treulich aussehete. Ach, wie gern hätte ich sie gestrichelt!

seit dem Tode ihres theuren Vaters stets erlähle. Sie wußte, wie sie mich erlähle, erst mit dem Abendzuge weiterreisen, da sie in Calais noch eine Verjüngung zu machen hatte.

Das plauderte sie Alles mit einer reizenden Aufrichtigkeit herunter. Ich sah keinen Grund, weshalb ich nicht ebenfalls mit dem Abendzuge weiterreisen sollte. Ich machte sie also mit meiner Absicht bekannt, und sie hatte nichts dagegen einzuwenden. Sie gab mir sogar zu verstehen, sie reise gern in Gesellschaft, und dabei sah sie mich an mit einem Blick, mit einem Blick! O! Ich hatte ihr bereits erzählt, daß ich im speziellen Auftrag meines Vaters nach Paris fahre, doch hatte ich ihr von dem Ring kein Wort gesprochen, ebenso wenig hatte ich die Absicht geäußert, Deoer ich den Zug in Dover verließ, hatte ich meine Handstreich angezogen und trat sie noch immer.

Als wir in Calais landeten, gestand mir die Dame, daß sie hungrig sei und später gern eine Kleinigkeit zu sich nehmen möchte. Während sie nun ihre Verjüngung machte, nahm ich einen Wagen und fuhr nach dem Hotel Desfin. Da der Speisesaal dort überfüllt war, so ließ ich mir ein Kabinett geben und bestellte ein Diner. In etwa einer halben Stunde kam die Dame an.

Nun: kom man aber nicht gut in Handlungen an einem Diner theilnehmen. Es war also die Frage, ob ich mit dem Ring am Finger binäre, oder ob ich den kostbaren Schatz in das Etui legen oder in die Rocktasche stecken sollte. Wie einigermassen Menschenkenner ist, wird einsehen, zu welchem Entschlusse ich als 21-jähriger Mensch angelehnt dieses hübschen Fräuleins gelangte. Die Dame nahm hier und da eine Kleinigkeit, aber kaum mehr als ein Sperling. Wie schnell die Minuten verflohen! Ich hätte in diesem kleinen Zimmer mich ein Jahr aufhalten können.

Pflichtig fragte die Dame: Rauchen Sie denn nicht, mein Herr? „D gewiß,“ bedeutend mehr, als mir gut ist,“ erwiderte ich. „Dann rauchen Sie doch jetzt, bitte sehr, ich habe es sehr gern, wenn ein Herr raucht.“ Ich stand auf, um meine Cigarren-tasche aus meinem Ueberzieher zu holen. Meine Gefährtin legte ihre Hand leicht auf meinen Arm — ach, eine reizende kleine Hand — und sagte: „Wissen Sie, mein Herr, ich habe Ihnen ein Geschenk zu machen. Ich rauche auch, aber Cigarren. Ich lebe mehrere Jahre in Spanien, wo fast alle Damen rauchen. Der Gedanke, daß eine Dame raucht, ist Ihnen doch nicht unangenehm?“

„Unangenehm? O, ich bitte.“ „Nun ja, Sie sind eben dazu zu sehr Weltmann und über solche Vorurtheile erhaben. Nun, Sie sollen eine von meinen Cigarren rauchen.“ Mit diesen Worten nahm sie aus ihrer Reisetasche ein kleines Etui und bar mich eine Cigarette herauszunehmen. Dann steckte sie mit ihrem eigenen zarten Fingerring ein Streichholz an und leckte ihre wie meine Cigarette in Brand. Bei dieser Gelegenheit mußte sie meinen Brillantring bemerken. „Sie werden den Geschmack etwas eigenhümlich finden,“ sagte die Dame, nachdem sie einige Züge geraucht hatte. „Diese Cigaretten werden aus parfümirtem Tabak gemacht; ich rauche nie andere, hoffentlich ist Ihnen der Geschmack nicht allzu unangenehm.“

„O! im Gegentheil, gnädige Frau, ich finde die Cigarette ganz entzückend. Der Geruch ist allerdings, wie Sie sagen, etwas eigenhümlich, aber dabei aromatisch und angenehm, sogar sehr angenehm.“ Wenn ich aufrichtig sein soll, so fand ich dies durchaus nicht, aber ich hätte nicht um die Welt ein anderes Urtheil abgegeben.

Wir rauchten schweigend einige Zeit. Was würde dieses reizende Geschöpf wohl sagen, fragte ich mich, wenn ich sie gefragt hätte, daß ich mich rasend in sie verliebt hätte? Würde sie mich mit Entzückung abwenden, oder würde sie ... Pflichtig fuhr ich empor und fand zu meinem größten Entsetzen, daß ich geschlafen hatte. Das Zimmer war dunkel, mein Kopf that mir schmerzhaft weh. Ich stand auf und wollte an's Fenster, dann blickte ich mich um. Aber wo war die Dame? Weshalb hatte ich so lange geschlafen? Ich stürzte auf die Kellertür, und wenige Minuten darauf erschien ein Kellner mit einem Richte. „Wo ist Madame?“ fragte ich. „Madame,“ antwortete der Kellner, „ist vor ungefähr drei Stunden ausgegangen, sie meinte, sie hätte noch einige kleine Besorgungen zu machen und würde in kurzer Zeit zurück sein. Auf keinen Fall, meinte sie, sollte ihr Bruder, der scheinlich an der Seefrankheit leidet, gefährdet werden. Bis jetzt ist Madame,“ fügte der dienstbare Geist hinzu, „noch nicht zurückgekommen.“

Vor drei Stunden fortgegangen, feckte ihr Bruder! Was soll das heißen! Ich legte mich nieder und unwillkürlich drückte mein Arm auf das kleine Etui, das sich in meiner Tasche befand, gleichzeitig blickte ich auf meinen Finger. Was war das, der Ring war verschwunden! Wie vom Schlage gerührt, sprang ich auf, tannete im Zimmer hin und her, dann fiel ich wieder auf den Stuhl und überdarg mein Gesicht in den Händen. Am nächsten Morgen um 9 Uhr stand ich vor meinem Vater und erzählte ihm mein Abenteuer. Während ich vor Wuth und Scham Thränen vergoß, schickte er in ganz eigenhümlich pflichtiger Weise — Als ich geendigt hatte, ging er zu seinem Schreib-Sekretär, öffnete ein Schreinskäsch in demselben und sagte: „Sei nur ruhig, Ned, hier ist der Ring, ganz unverändert.“ Ich konnte vor Verwunderung kein Wort herausbringen. „Als die Dame Dich verließ,

fuhr der Vater fort, war es gerade Zeit, um mit dem letzten Boot nach Dover zurückzufahren. Der Ring war allerdings vor zehn Uhr Abends in meinen Händen.“

„Aber, aber,“ stammelte ich, „ich begreife nicht. Wenn sie den Ring besaß, warum brachte sie ihn denn Dir zurück?“ „Weil sie dafür bezahlt wurde. Die Dame ist von Beruf keine Diebin, sondern eine Diebstahlsfängerin. Du hast Dich neulich so großartig benommen, mein Junge, hastest eine so hohe Meinung von Dir und Deinen Fähigkeiten, daß ich zu der Ansicht gelangte, eine kleine Lehre könne Dir gar nichts schaden, ich glaube, ich habe Dir den Beweis geliefert, daß es noch klügere Leute gibt, als es ein gewisser Rief-in-die-Welt von einundzwanzig Jahren ist.“

Ein oder zwei Stunden später sagte ich zu meinem Vater: „Es war doch aber eine gemagte Sache mit einem Ring, der fünfzig Pfund werth war.“ „Mein Vater schlug mir auf die Schulter und erwiderte lächelnd: „Mein guter Junge, wofür hältst Du denn Deinen alten Papa? Die Diamanten waren ja nur Stummi!“

Brantwerbung im Bruch.

Skizze aus der Mark Brandenburg.

Von der Scheune her hört man das einfrörmige Klapp- s Klapp der Dreschkegel. In der Stube sitzt, mit dem Rücken an den mächtigen Kachelofen gelehnt, die Bäuerin und spinnt, während die hämmige, rothbäckige Mine, der Bäuerin Kestle, sich eben ansetzt, das mollige Zimmer zu verlassen, um mit Hilfe der Waag das Vieh zu füttern und den Hühnerstall nach Eiern abzuluden. Plötzlich ertönen dreiern Schritte, der Spieß schlägt an, und in der geöffneten Thür erscheint eine ältliche Frau mit einer riesigen Kuppe auf dem Rücken.

„In Dag Rußm Christ Werner.“ „Min Jolt, Semmel-Male, bei die jreie Kält' hätt' 'i ool liemer to Duff bliemen kenna.“ „Ner, Burin, das heißt nich; min' Kundschaft mat ist beput'a, un min' Kinner mull'n ool lämen.“ Male packte ihre Vorräthe aus, und ohne langes Zögeln und Handeln ging ein Theil der knusperigen Semmeln in den Behälter der Hausfrau über.

Bei einer dampfenden Tasse Kaffee erzählt Male, die wandelnde Post, daß in Berglauth Johann Wistky's rothe Kuh jetzt zur Winterzeit ein „Kohlschwertel Kelo“ zur Welt gebracht habe und daß dieses Kinde, trotzdem sie „goar keene Ulfener hätt“, einen Riegler aus'm Wriegen'schen betrahen thät.“ „Und nu Rußm' Christ-Werner“, fuhr die Bedienstete fort, „bo wir kroabe bi' Heiratzen sin, könn' ich Euch 'ne Brant für Euren Fräuen vordischn. Id joag Euch, een abretter Wätken! Et is 'ne Vuendbödter ut Scharne.“

„Dat läßt sich wall h'r'n. Scharne is 'n fette Jeint.“ Der Bauer Christ-Werner wurde aus der Scheune geholt und von den beiden Frauen mit dem Projekt bekannt gemacht. Zwar war der Bauer der Ansicht, daß sein „Fräuing“ wohl auch eine Frau bekommen würde, ohne daß Semmel-Male ihren Blinnet dazu zu geben brauche, versprach er doch, sich die Sache reiflich überlegen zu wollen.

Am nächsten Sonnabend erschien ein Knecht aus Scharne und überbrachte dem Christ-Werner'schen Ghepaar vom Joch-Bauern Keil eine Einladung zum Sonntag. Am nächsten Morgen wurden die beiden Brautleute gepußt und vor den leichten Kordwagen gespannt. Im schlanken Trabe ging es durch das Dorf die ebene Ghauffe entlang, bis Scharne in Sicht war. Christ-Werner sagte die Riegel läuzer, und mit stolz erhobenen Kopfe lenkten die Rosse in das Gehöft des Joch-Bauern ein. — Schnell wurde ausgeführt. Beim edlen Mokka prüft die Joch-Bäuerin verhalten das feine Kleid der Christ-Wernerin auf seine Schwere, und während die beiden Bäter einen Gang durch die Felder, die im Sommer zum großen Theil mit Wollen und Knoblauch bepflanzt werden, machen, räumen die Mütter die vortrefflichen Eigenschaft ihrer Kinder, welche von der geplanten Heirat in der Regel erst dann etwas erfahren, wenn die Bestätigung der beiderseitigen Wirtshausleute zur Zurückkunft ausgefallen ist. Vom Felde zurückgekehrt, wandten sich die Schwiegermütter in spe den Säulen und Wirtshausgebäuden zu. Schmunzelnd klopfte der alte Werner dem feinen Rindoch den Rücken, und selbstgefällig bemerkt der Joch-Bauer:

„Vor'n Knobloch un vor de Wollen, Do wurd' id meine Wätkn mit behollen, Aber de fetten Döphen die mit im Stoalle fhaßn, Die heeten mine Wätkn ut Scharne cute goahn.“ An darauffolgenden Sonntag wiederholte sich dieselbe Geschichte auf Christ-Werner's Gehöft. Hier ist es der Kornreichthum, der dem Gast gewaltig imponirt.

Christ-Werner ist da mit zufrieden, daß Keil's Gastst 18,000 M. am Hochzeittage neben der kolossalen Leinen- Aussteuer bear mirdringt, und daß nachmal 18,000 nach dem Tode der beiden Alten folgen. Mit dem Versprechen, daß Christ-Werner mit Fräuing am Mittwoch kommen und ein Gastel werden werde, trennt man sich. Ein Einwand seitens der zu verheiratenden Kinder fand nicht statt und wurde auch an der einmal beschlossenen Thatsache nichts geändert haben. Am Verlobungstage erhielt die Semmel-Male als erste Freiweiberin von

Christ-Werner ein fettes Schwein und vom Joch-Bauer einen leinernen Beutel mit zehn blanken Thalern.

Ein Apollo-Symposium.

Das Athem wurde über die Auffindung eines Apollo-Symposiums in Delphi berichtet. Man fand vor einigen Tagen in dem französisch-archäologischen Institute zu Athen eine Sitzung statt, in welcher der berühmte Apollo-Symposium, der bekanntlich dem Homer, wenn auch irrig, zugeschrieben wird, vorgelesen wurde. Der König und viele Mitglieder des königlichen Hauses, die Minister, das diplomatische Korps und eine auserlesene Gesellschaft von Gelehrten, Bürgern der Stadt und Fremden wohnten der Sitzung bei. Der Leiter des französisch-archäologischen Instituts, der bekannte Archäologe M. Homolle, verlas zunächst eine Adresse, in welcher der bedeutungsvolle Fund, der bei den französischen Ausgrabungen des alten Delphi zu Tage gefördert wurde, beschrieben war. Es ist eine Marmor Tafel, in welche der Hymnus des Apoll eingemeißelt ist. Nach Beendigung von M. Homolle's erlauternden Vortrag sang ein Chor unter Klavierbegleitung diesen uralten Apoll-Hymnus vor. Der Vortrag übte eine große Wirkung aus. Nur eine Stimme ist darüber, daß diese Musik einen ganz eigenen Reiz und Zauber in sich birgt; sie vereinigt Eigenart mit Einfachheit und Größe! Der Vortrag der Hymne währte wohl eine Viertelstunde und mußte auf den besondern Wunsch des Königs noch einmal wiederholt werden. Der Text und die Noten dieser für die Kenntniß der alten griechischen Musik überaus wichtigen und bedeutungsvollen Entdeckung werden demnächst mit erläuternden Bemerkungen von den Archäologen in Paris publizirt werden.

Von einem Berliner Kanonier.

Bei der Belagerung Berlins durch die Russen und Oesterreicher vom 3. bis 8. Oktober 1760 spielte der Berliner Stadtkriegs Juch ein hervorragende Rolle, indem er ganz allein die feindlichen Batterien aus den Kollbergen vor dem Halle'schen Thore (wo sich heute der sogenannte „Bod“ befindet) und vor dem Potsdamer Thore durch gut gerichtete Schüsse zum Schweigen brachte. Bei dem Einzuge der Russen, Donnerstag, den 9. Oktober, erlaubten diese sich sofort nach dem geschickten Kanonier, und sein Name wurde genannt. Juch, welcher dies erfahren und nicht die geringste Luft verpürste, mit der russischen Kanone Bekanntschaft zu machen, schlüpfte sich in einen Schmelzofen des alten Gießhauses hinter dem Zeughaus. Aber es lag in der Absicht der Russen, das Erz, in welchem bekanntlich die preussischen Kanonen gegossen wurden, in die Luft zu sprengen. Man machte sich also zunächst an die Schmelzöfen, und unser tapferer Stadtverteidiger, der in den Kamin gekrochen war, hörte mit Entsetzen unter sich das hämmern und Bohren — jede Minute gewärtig, mit in die Luft zu fliegen. An zweiten Tage erklärte ein entschlossener Knall, der das Gießhaus in seinen Grundfesten erzittern machte — der Feind hatte die Pulvermöhlen bei Wobbit in die Luft gesprengt. Endlich am dritten Tage liegen die Sprengarbeiten im Gießhause nach — der Feind hatte auf die Nachricht vom dem Herannahen des Königs Berlin in aller Eile verlassen. Halbtodt vor Ermattung kroch Juch aus seinem Schmelzofen hervor und gab nicht selten die Geschichte seiner ausgefallenen Drangsale zum Besten.

Ein lagenhaftes Messer.

An der Mauer des Stadthauses in Bolsward (Friesland) war als Wappzeichen ein Messer befestigt gewesen, dessen Bedeutung bei einer jüngst erfolgten Ausbesserung des Gebäudes und der Wiederanbringung dieses Werkzeuges von den Wältern wieder aufgefrischt wurde. Es ist eine Art salomonisches Wechsel mit dieser Legende verknüpft. Zwei Jungen sahen zu, wie ein Schwein geschlachtet wurde, und sie verabredeten sich, dieses Spiel auch einmal zu spielen, natürlich mit der Folge, daß derjenige, der die Rolle des Schweines übernommen hätte, getödtet, und der andere zum Wörder wurde. Die Frage, wie die Uebelthat zu bestrafen wäre, scheint dem Magistrat großes Kopfzerbrechen gelöst zu haben, da man sich über die Zurechnungsfähigkeit des Jungen nicht einigen konnte. Man half sich aber dadurch, daß man dem des Mordes beschuldigten Jungen zugleich ein Goldstück und einen prächtigen Apfel vorzeigte und ihn aufforderte, eins von den beiden zu wählen. Da der Junge alsbald nach der Frucht griff, wurde die Zurechnungsfähigkeit verneint und der Junge freigesprochen, aber angeordnet, daß das Messer zur Warnung für die kommenden Geschlechter an der Mauer des Stadthauses befestigt werden sollte; auf einer silbernen Platte auf dem Dache ist der Name des Jungen eingravirt.

Neue Wirkungen des Lichtes.

Ein sehr interessanter, neuer Versuch, der über das Wesen der Lichtschwingungen viel zu denken Anlaß gibt, ermöglicht, nach einer Mittheilung von R. Wäders in Götting, durch Lichtschwingungen Töne zu erzeugen. Zu diesem Zwecke wird ein Lichtstrahl durch eine Glaslinse auf ein Glasgefäß geleitet, welches Ruß, schwarze Seide oder eine andere schwarz gefärbte Materie enthält. Bringt man nun in die Bahn des Lichtstrahles, zwischen Linse und Glas, eine Scheibe, welche mit tabialen Schlägen versehen ist, und derselbe die Scheibe in schnelle Umdrehung, so daß das Licht abwechselnd durch die Oeffnungen auf das Glas fällt und durch die Zwischenräume daran verhindert wird, so ist in dem Glasgefäße ein Ton zu vernehmen, wenn man das Ohr an dasselbe

anlegt. Zerlegt man ferner das Sonnenlicht durch ein Prisma und läßt den farbigen Lichtstrahl durch die rotirende Scheibe auf das Glasgefäß fallen, so werden, je nachdem man die eine oder andere Farbe auf das Glas fallen läßt, verschiedene Töne hörbar. Die Hatto'sche wäre wohl geeignet, zur Konstruktion neuer, telephonartiger Instrumente Veranlassung zu geben und zur Förderung der Theorie des Lichtes beizutragen.

Originelle Brautwerbung.

Die Wittwe Carpeaur, des berühmten französischen Bildhauers, erzählt, auf wie eigenhümliche Art sie dessen Weib geworden ist. Es war Ball in den Tuilerien. Ihr Vater, der General Monfort, hatte sie unter der Obhut der Madame Roger gelassen, als ein nicht mehr ganz junger Mann, den sie noch nie gesehen hatte, auf sie zutrat und ihr sagte: „Sie sind schön, sie können einen Künstler begeistern. Ich bin Carpeaur. Darf ich um Ihre Hand bitten?“ Sie und Madame Roger lachten, und bald lachten alle Ballgäste über die seltsame Werbung. Zwei Jahre lang hörte Fräulein von Monfort nichts mehr von ihrem Andern. Eines Tages trat sie in das Zimmer ihrer Freundinnen. Ein Herr erhob sich und trat ihr entgegen. Es war Carpeaur. „Mein Fräulein,“ sagte er, „ich frage Sie zum zweiten Male, ob Sie meine Frau werden wollen.“ „Und,“ sagte Madame Carpeaur hinzu, „wie Sie sehen wurde ich es und griff schnell zu, damit nicht wieder zwei Jahre verloren gingen, denn ich hätte ihn schon beim ersten Male genommen.“

Tiefseer-Untersuchungen.

Nachdem der dänische Reichstag die nöthigen Mittel bewilligt hat, wird die dänische Regierung in den beiden nächsten Jahren eine Tiefseer-Expedition nach den grönländischen und isländischen Gewässern senden, um diese Meeresbeize genauer zu erforschen. Mehrere Expeditionen waren die 1876—78 ausgefahrene norwegische Nordmeer-Expedition, die 250,000 Kr. kostete, und die 1889 von der Kieler Universität ins Werk gesetzte Plankton-Expedition, deren drei Monate währende Reise 95,000 M. kostete. Die künftige dänische Tiefseer-Expedition, für welche ein kleineres dänisches Kriegsschiff verwendet wird, wird vom Director des Seelarsenals, Archib. Commanbeur Wandel, geleitet werden. Ferner wird eine Anzahl von Gelehrten, die das Gebiet der Zoologie, Botanik und Chemie vertreten, theilnehmen. Die meteorologischen und hydrographischen Arbeiten werden von den zur Expedition commandirten Marine-Offizieren geleitet. Die Tiefseer-Forschungen werden auf zwei Jahre, jedesmal 4—5 Monate ununterbrochen, vertheilt und im Mai 1895 ihren Anfang nehmen.

Belohnte Sparsamkeit.

Die New York „Sun“ brachte in ihren Spalten die nachstehende Anekdote: Ein Farmer trat in eine Telegraph-Office im Centrum der Stadt New York und fand an ein Frauenzimmer in Canada folgende Depesche: „Wollen Sie meine Frau werden? Bitte, antworten Sie sogleich per Telegraph.“ „Dann setzte er sich nieder, die Antwort abzuwarten; allein es wurde Abend, und er hatte unsonst gewartet. Den andern Morgen in aller Frühe trat der Farmer in die Office und erhielt eine bejahende Antwort ausgehändig. Der Telegraphist meinte: „Es war doch ein wenig hart, Sie so lange in der Ungewissheit hinzuhalten.“ Der Farmer erwiderte: „Sieh hier, guter Freund, ich trage gerne alle Unkosten; denn ein Frauenzimmer, welches einen Heirathsantrag den ganzen Tag unbeantwortet läßt, um die billigere Nachrate zu benötigen, muß viel auf Sparsamkeit halten, und eine solche Frau ist's gerade, die ich mir wünsche.“

Die die Seevogel ihren Durst löschten.

Das salzige Meerwasser trinken auch die Seevogel nicht, sondern füllen ihren Durst, wie man glaubt, theilweise von Fett und Del, das sie zufällig finden. Das scharfe Gefühl der Seevogel ist allgemein bekannt und oft hat man beobachtet, daß sie scharfweise den Sturmwolken entgegenfliegen und von dem herabfließenden Regen verschlingen so viel sie können. Sie riechen eine Regenwolke, sagt ein alter Seemann, auf 150 Kilometer und noch weiter, und fähren mit ungläublicher Schnelligkeit danach hin.“ Fett und Del gewinnen sie sich aus gewissen Fischen, denen sie begierig aufpassen, auch weiß man, daß sie Schiffe in großer Entfernung nachfolgen und alle Rettungsreste, die etwa über Bord geworfen werden, aufknoppen. Man nimmt an, daß diese Vögel mehrere Tage, ja sogar wochenlang aushalten können, ohne nach Schwammfänger suchen zu müssen. Uebrigens ermöglicht ihnen ihr schneller Flug, wenn nöthig, süßes Wasser sehr bald zu erreichen.

Auch eine Verwandtschaft.

„Herr Feldwibel, wenn's möglich wär, so mücht' e' auf heut Mittag um an Urlaub bitte!“ — „Ja und warum denn?“ — „Ja wisset Se, Herr Feldwibel, 's ist ebe halt a weitläufige Schwester aus meim' Dert hia!“

Ein guter Kerl.

Sergeant: „Kerls, Ihr wüßt, ich bin ein seelenguter Kerl, sojagen ein Wächspalter von einem Menschen. Aber im Dienste — da bin ich ein Vieh, und ich bin f e t s im Dienst.“

Menschenfreundlich. Seligmann: „Haben Sie gehört, Krummstirn, daß der Hochfeld hat gelern begangen Selbstmord? Als ihn seine Frau hat früh Morgens grüßten in seinem Schlafzimmer, waren beide schlaflos, und Hochfeld schon mindestens sechs Stunden todt.“ Krummstirn: „Gott, was wird da die Wittwe haben zu bezahlen for 'a Oasrechnung!“

Die freudlose Ehe.

Bruder: „Also, Du läßt Dich in Deiner Ehe unglücklich kiffen, und dabei hast Du einen so stillen und ruhigen Mann.“ Vrei: „Das ist's ja eben: der widerspricht halt den ganzen Tag mit und müßt' selbst sag'n, da macht ein eim d o ch der ganze Sankt kein f e u d'!“

Höflicher Schurk.

Müdigkeit: „Jesse, ist das ene sänbige Welt heututage. Rein, eh' ich einen bestehlen könn' oder betriegen — lieber wollt' ich 'ne ganze Stunde nicht trinten.“ Neuer Versuch. Bitte, was für einen Versuch haben Sie denn? „Ich bin Tischler!“ „Darf ich fragen, Möbel- oder Bau-tischler?“ „Ne, S t a m m tischler!“

Schlan.

„Ich möchte nur ein paar Stunden Du sein,“ sagte Frau Urmischling, indem sie ihren Mann häßlich umschlang. „Warum mein Herz?“ „O, dann würde ich ausgehen und ein neues Kleid für meine liebe, kleine Frau kaufen.“

Eigenhümliche Frage.

Ein Vater ermahnt zu seinem Sohne: „Hast Du jemals gesehen, daß ich mich einer derartigen Unart schuldig gemacht habe, als ich noch ein Junge war?“

Wachselteilig.

Herr Sohn (zu seiner Tochter): „Er ist reich, Royalte, versteht sein Geschäft und ist solid, den nimmt' De!“ „Ich nehm' ihn aber nicht! Er gefüllt mir nicht!“ „Wie haßt, er gefüllt Dir nicht! Du gefüllt ihm a u ch nicht, und er nimmt' Dich d o ch!“

Liebe und Spiel.

Anna: „Wenn Du noch länger mit meinem Vater Pötker spielt, werde ich Dich nicht heirathen!“ Heinrich: „Und wenn Dein Vater noch länger mit mir Pötker spielt, werde ich gar nicht mehr nöthig haben, Dich zu heirathen.“

Umgeschrieben.

Rekrut (vom Urlaub zurückkehrend): „Ich habe mir erlaubt, Herrn Feldwibel eine Gans — Feldwibel (eilig): Schön, schön — Sie haben Ihre Schwester mitgebracht, führen Sie sie zu meiner Frau in die Küche!“

Eine unheilbare Kranke.

Bekannter Arzt sehr kurz angebunden zur Patientin: „Was wünschen Sie?“ „Mein Herr, ich bin Frau v on Reichenstein,“ sagte die Besucherin piquirt. „Tut mir leid! Dagegen ist kein Kraut gewachsen.“